

HAPPY END

JOACHIM LOTTMANN

ROMAN

HAFFMANS  TOLKEMITT

Joachim Lottmann

Happy End

Joachim Lottmann

Happy End

Roman

HAFFMANS  TOLKEMITT

Deutsche Erstausgabe

1. Auflage, Mai 2015

© 2015 Haffmans & Tolkemitt GmbH,
Inselstraße 12, D-10179 Berlin.
www.haffmans-tolkemitt.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Internet, auch einzelner Text- und Bildteile, sowie der Übersetzung in andere Sprachen.

Lektorat: Heiko Arntz, Wedel.
Umschlaggestaltung: Natalie Dietrich/metaphor.me
Produktion von Urs Jakob,
Werkstatt im Grünen Winkel, CH-8400 Winterthur.
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen.
E-Book Konvertierung durch Calidad Software Services, Puducherry, Indien

ISBN 978-3-942989-091-6

*»Was ist der ultimative Flash?
Hundert Tage Alkohol?
Ein Jahr Kokain?«*

Es gibt ja diesen Fall von diesem, äh, amerikanischen Dramatiker, Henry Miller, oder Arthur Miller, der mit Marilyn Monroe verheiratet war und danach nicht mehr schreiben konnte. Oder, nein, der sich von Marilyn scheiden ließ und irgendwann eine andere Frau gekriegt hat, und *die* war dann seine große Liebe, und mit der war es so toll, daß er nie mehr schreiben konnte. Mit der ist er heute noch zusammen. Also, wenn er noch leben sollte, wie es ja im Märchen immer heißt: wenn sie nicht gestorben sind. Sollte er/sie schon gestorben sein, konnte ich es nicht mitkriegen, denn Arthur Miller hat ja seit einem halben Jahrhundert nichts Vernünftiges mehr aufs Papier gebracht. Er hat natürlich weiter fleißig geschrieben, bestimmt sogar noch mehr als vorher, denn mit Fleiß kompensiert man immer das versiegende Talent, aber es war alles komplett wertlos. Sogar seine Biographie – bestimmt hieß sie ›Leben mit Marilyn‹ – war völlig reizlos. Über Marilyn stand nichts drin, was von Interesse wäre, denn er wollte seine neue Frau nicht kränken. Tja, und so ist dieser Schriftsteller zwar glücklich geworden, aber mögen konnte ich ihn trotzdem nicht mehr. Ich fand immer, daß dieses Schicksal auch mir bevorstehen würde. *Einmal* würde ich, ja, auch ich, der Liebesunfähige, einen Menschen finden, egal ob Frau oder Mann, der mich erlöste. Warum ich das dachte? Es war so eine bestimmte Ahnung. Die Frucht aller Beobachtungen von Kindesbeinen an. Es mußte für alle Rechnungen des Lebens logischerweise zumindest theoretisch ein Ergebnis geben. Die Tatsache, daß scheinbar die meisten Menschen dieses Ergebnis nicht mehr rechtzeitig in Erfahrung

brachten, störte mich nicht. Sie starben einfach zu früh. Aber daß ich lange, sehr lange leben würde, stand für mich immer fest. Ich hatte Zeit. Deswegen war ich ja Schriftsteller geworden. Niemand hat soviel Zeit im Leben wie ein Schriftsteller. Bücher waren mir nie wichtig an diesem Beruf, die Zeit war es. Und was soll ich sagen, eines Tages passierte es: Ich fand die sogenannte Frau meines Lebens. Also wirklich jetzt. Die Frau, ich muß gar nicht ausweichend sagen *der Mensch*, nein, ganz und gar die Frau, mit der die Liebe plötzlich klappte, fiel wie vom Himmel direkt in meine Arme. Vielleicht sollte ich es nicht so kitschig ausdrücken, schließlich stehen mir als Berufsautor auch weniger verbrauchte Worte zur Verfügung. Also, ich werde das später erzählen, wie ich meine Frau kennenlernte, wie wir geheiratet haben, wie wir uns vom ersten Moment an gut verstanden, wie wir niemals, tatsächlich niemals Beziehungsgespräche führen mußten oder Dritte unsere Loyalität füreinander stören konnten. Nein, im Moment will ich nur sagen, daß ich glücklich bin und nicht mehr schreiben kann. Denn eines dürfte klar sein: Wer im Schnitt sechs Stunden am Tag gern mit einem bestimmten anderen Mitbürger redet, der hat keine Veranlassung, auch nur noch eine einzige Zeile zu schreiben. Warum sollte er? Man schreibt, was man nicht sagen kann. Kann man alles sagen, fällt der Grund zum Schreiben weg. Da man dennoch weiterleben und Geld verdienen muß, macht man es wie Arthur Miller: Man übt sich in der biedereren Kunst des Scheinschreibens. Unter falschem Etikett drechselt man nichtsnutzige Werke und kassiert dafür fette Vorschüsse. Die reichen immer für ein Jahr oder zwei. Den Ruhm aus früheren Büchern kann einem keiner nehmen, es ist wie der lebenslange Ehrensold des Bundespräsidenten. Auch die Kritiker machen das falsche Spiel mit. Denn nun hat man ja endlich die Muße und den Frieden, mit ihnen essen zu gehen und Freundschaft zu schließen. War man früher wütend, verzweifelt, engagiert und machte sich überall Feinde, kann

man nun fünfe gerade sein lassen und allen Dummköpfen der Branche recht geben. Man will nichts mehr geändert haben, denn das Leben ist so schön geworden! Tja, so ging es auch mir, und niemand bekam mit, daß ich gar nicht mehr schreiben konnte. Dafür war ich zum ersten Mal seit Ewigkeiten reich. Zuletzt hatte ich als Student soviel Geld in der Tasche gehabt, als Sproß einer reichen Hamburger Politikerfamilie. Dazwischen lagen viele Jahrzehnte der schriftstellertypischen Not.

Nicht mehr schreiben können ist eine feine Sache. Denn es bedeutet in Wirklichkeit, nicht mehr schreiben zu *müssen*. Jeder echte Schriftsteller tut es ja ganz und gar aus Getriebenheit. Das ist eine altbekannte Wahrheit, so platt wie zutreffend. Es gibt zwar unendlich viele Deutsche, die Manuskripte herstellen und dafür die über tausend jährlichen Buchpreise erhalten, und sie sind kein bißchen getrieben und schreiben auch nur Mist, aber das ignorieren wir noch nicht mal. Wir wollen hier nicht rumschimpfen. Das *Problem* interessiert uns, das echte. Das von echten Schriftstellern. Das sind immer die, die keine Preise kriegen. Wie gesagt, nicht mehr schreiben zu müssen ist fein. Man darf nun einfach nur tippen. Das ist das, was ich gerade mache. Meine liebe Frau liegt auf dem Sofa und denkt, ich würde schreiben. Dabei klappere ich nur lustig auf den Tasten des kleinen feuerwehrroten Laptops herum. Ich habe der Welt nichts mitzuteilen. Gewiß, es könnte ein Problem sein, nichts mehr mitzuteilen zu haben, der Stadt und dem Erdkreis, den Kollegen und den Kritikern, und aus diesem Problem könnte sich ein Leiden einstellen und so weiter, aber das wäre gelogen. Ich leide nicht, ich bin sogar immens froh, endlich nicht mehr zu leiden. What the fuck soll daran falsch sein? Man muß das große Ganze im Blick haben, den Sinn. Mein Leben hat auf den letzten Metern noch einen Sinn bekommen, und der Literaturbetrieb kann mich mal. Mit anderen Worten: Meine Frau liest gerade ›Imperium‹ von Christian Kracht und fühlt sich wohl. Sie hat heute einfach

blaugemacht, ist nicht zur Arbeit gegangen. Mit mir ist der Tag ja viel schöner, auch wenn ich nicht mit ihr rede, sondern schreibe. Also zum Schein schreibe. Für sie ist es ja kein Schein. Sie denkt, ich schreibe wirklich. Wie die Frau in ›Shining‹, die immer hört, wie Jack Nicholson in die Tasten haut. Ein großes Werk entsteht, denkt sie. Der Mann in ›Shining‹ hat immer nur einen Satz getippt, immer denselben, was ich anstrengend finde. Viel angenehmer ist es, so verspielt und sinnfrei zu klimpern wie ich jetzt. Das hat den Vorteil, daß die von mir durch Freundschaft korrumpierten Kritiker später das Buch theoretisch sogar *lesen* können, bevor sie ihre wohlwollenden Stellungnahmen verfassen.

Also weiter, in diesem Sinne. Was wollen die wohl hören? Was würde ihre Langeweile noch am ehesten lindern? Bestimmt Nachrichten aus dem Literaturbetrieb. Im Jahre 2010, das ist nun lange her, passierte etwas äußerst Seltsames, also im Sinne des Literaturbetriebs und seiner Gesetze. Man übergab mir nämlich doch noch einen Literaturpreis. Das hätte mich schon damals stutzig machen können. Preise bekommen doch nur Heuchler sowie Leute, die Krebs haben und bald sterben. Gehörte ich zu einer der beiden Gruppen? Nun gab es da einen Preis, der nicht von einer Jury von leblosen Kulturbürokraten vergeben wurde, sondern vom jeweils letzten Preisträger. Der durfte nämlich seinen Nachfolger bestimmen, und zwar ganz allein. Dieser Preis hieß Wolfgang-Koeppen-Preis, und den hatte ich bekommen. Im Jahr darauf mußte ich nun den Nachfolger auswählen, und ich wählte mich erneut aus. So kam ich auf ein Preisgeld von zehntausend Euro. Man warnte mich, es ein zweites Mal zu tun – dann würde man den ganzen Preis abschaffen. Also tüftelte ich nun herum, wer den Preis und das viele Geld erhalten sollte. Vielleicht Christian Kracht? Der Altmeister hatte es verdient. Er war wie ich ein echter Schriftsteller, hatte somit noch nie einen Preis zugesprochen bekommen und war in entwürdigender Weise darauf

angewiesen, daß seine aufwendigen Auslandsaufenthalte in Kambodscha, Argentinien und Kenia von seinem gutherzigen Vater Christian Kracht sen., einem betagten Multimilliardär aus der Hamburger Medienaristokratie, bezahlt wurden. Und dieser feine alte Herr war nun auch noch gestorben. Das Erbe hatte er bestimmt in eine gemeinnützige Stiftung für die Armen und Bedürftigen dieser Welt fließen lassen, und dem guten Junior blieb nur die Verzweiflung. So überlegte ich ernsthaft, Kracht zumindest auf meine Longlist zu setzen. Das war die Liste aller Kandidaten, die mir durch den Kopf gingen. Ich wollte diese Liste frühzeitig veröffentlichen, damit möglichst alle wichtigen deutschsprachigen Autoren sich Hoffnungen machten und nett zu mir waren. Natürlich streute ich auch schon Gerüchte. So meinte ich einmal zu meinem Verleger, der ebenso der Verleger Christian Krachts war, man müsse beim Koeppen-Preis auch einmal an ebendiesen, an Kracht, denken. Hoherfreut griff der Angesprochene zum iPhone und rief *den Christian* in Kenia an. Da ich nicht völlig ausschloß, tatsächlich Kracht zu küren, besorgte ich mir schnell das berühmte Buch von ihm, besser gesagt tat das meine Frau: ›Imperium‹.

Sie fand es richtig gut, oder ziemlich gut, glaube ich. Irgendwie sehr gut und doch nicht wirklich ausreichend. Sie hat etwas in der Art geäußert. Nun haben wir uns in den letzten Tagen mit neuen Büchern von möglichen Koeppen-Preisträgern geradezu zugemauert. Eigentlich eine schöne Sache. So bekam ich endlich einen Einblick in die deutsche Gegenwartsliteratur. Ich hatte das Zeug ja vorher im Prinzip nicht gelesen. Nur einmal, 1998, hatte ich mich damit beschäftigt, ebenfalls aus beruflichen Gründen. Das war auch schön gewesen, wie jetzt. Damals hatte ich alle jungen Autoren kennengelernt, von Feridun Zaimoglu bis Tanja Dückers und Maike Wetzel. Total nette Leute. Die wurden dann später allesamt berühmt. Also für ein paar Jahre; inzwischen kennt man die Namen nicht mehr. Egal. Der

›Spiegel‹ titelte damals »Das neue deutsche Erzählwunder« und brachte die seinerzeit noch hübsche Karen Duve aufs Cover. Die schreibt inzwischen Kochbücher, was ich ihr gönne. Jeder, der einmal so gut schrieb wie sie, soll wenigstens ein einziges Mal viel Geld bekommen. Das geht nur so. Man muß ein außerliterarisches Thema treffen, so wie jetzt Kracht mit seinem *faschistoiden* Roman ›Imperium‹. Wie gesagt, meine Frau las gerade darin. Aber fast parallel dazu lasen wir sieben weitere Autoren, deren Werke wir für viel Geld in der jüdischen Buchhandlung Shlotzky in der Rotensterngasse gekauft hatten: die Altfeministin Marlene Streeruwitz, den Reiseschriftsteller Tex Rubinowitz, den Henri-Nannen-Preisträger Matthias Matussek, den begabten Berliner Jungautor Tilman Rammstedt, den Schweizer Puristen und Realisten Paul Nizon, die Kölner Superfee Alina Bronsky und den Sibylle-Berg-Favoriten Erwin Koch. Ich hatte ja diese Longlist angefertigt, und darauf standen noch zwanzig weitere Namen. Sie auch noch alle zu nennen, würde mein Lektor nicht zulassen. Marlene Streeruwitz konnte ich nicht selbst lesen, die las mir meine Frau vor. Ich bekam ein Würgen, wenn ich es selbst las. Da ich wußte, daß auch feministische Frauen gut schrieben sowie daß meine Frau von Literatur mehr verstand als ich, ließ ich es geschehen. Ich fand die Sprache dieser Autorin hölzern, unelegant, humorlos, bleiern. Der Rhythmus schepperte mir Absatz für Absatz um die Ohren, gleich dem ächzenden Geklapper eines alten Fiakers, der immer um den Stephansdom herumgurkt, um Touristen aus Nürnberg und Aschaffenburg zu beeindrucken. Aber wurscht, wie man in Wien sagt. Den Preis einer Galionsfigur des Altfeminismus zu geben wäre ein strategischer Geniestreich gewesen. Wer hätte danach je wieder angemerkt, ich sei ein frauenfeindlicher Autor, hm? Oh, ich sehe gerade, daß es kurz vor 19 Uhr ist und der Große Zapfenstreich beginnt. Die Verabschiedung für Christian Wulff, unseren Bundespräsidenten. Das wird im

Fernsehen übertragen, und das muß ich sehen. Also bis gleich.

So, danke schön. Danke, daß Sie gewartet haben, also daß ich meine kleine Übung hier einfach unterbrechen durfte. Das wäre ja in früheren Büchern unmöglich gewesen. Schlicht blöd. Ist es natürlich auch hier, aber ich habe mich ja entschuldigt. Hier ist, wieder das Wiener Lieblingswort, alles »wuascht«. Da kann ich den Leser auch direkt ansprechen, ihn sogar duzen, oder am besten gleich mich selbst ansprechen. Hallo Johannes Lohmer! Danke, daß du gewartet hast. Hallo ich! Stell dir vor, was gerade im Fernsehen war: Den Bundespräsidenten haben sie mit fünfhundert Vuvuzelas in seinem Schloß Bellevue umstellt, und diese lebensgefährlichen, bis zu drei Meter langen Supertröten waren natürlich viel lauter als das Bundeswehrorchester, das den Großen Zapfenstreich blasen wollte. Es war abenteuerlich, grotesk, historisch beschämend. Die gesamte Spitze des Staates, die Kanzlerin, die Minister, die Landesfürsten, der Christian Wulff mit seiner Barbie, sie stehen alle da wie im Auge des Lärm-Orkans und gehen vor den Live-Kameras des Staatsfernsehens buchstäblich unter, akustisch wie politisch. Dann wurden die aufgebrachten Wutbürger auch noch ständig vor die Kamera gezerrt, damit überhaupt irgend etwas anderes als nur Getröte gesendet wurde, und die kläfften dann tatsächlich wie gecastetes »Volk« los: »Diese Schweine da oben ... die sollen sich was schämen ... gelogen und betrogen hamse ... die vertreten uns nich ... die wollen bei den Reichen und den Schönen sein, diese Halunken ...« Und so weiter. Es klang wie »An den Galgen mit diesen Spitzbuben!« aus Schwarzweiß-Revolutionenfilmen, Stichwort Sturm auf die Bastille. Wulff selbst stand die ganze Zeit kalkweiß und völlig erstarrt und verbittert auf einem Podest. Noch nie habe ich eine solche

öffentlich inszenierte Demütigung gesehen. Für die Moskauer Schauprozesse war ich ja noch zu jung. Wulff, der sich in drei quälenden Entschuldigungsrunden bis aufs letzte Hemd hatte ausziehen müssen, entging der Hinrichtung dennoch nicht. Da stand er, es war der letzte Akt des langen Prozesses. Vor ihm brannten unheimlich die Fackeln der Soldaten. Wohl jeder, der schon mal Guido-Knopp-Sendungen gesehen hatte, dachte sofort an die fälligen Worte »SA marschiert«, »Ich hatt' einen Kameraden«, »Horst Wessel« und so weiter, erwartete diese belehrenden Füllsel aus dem Off. Von da kamen aber nur die Vuvuzelas.

Und tschüß. Das war also der Wulff. Schon der langweilige Name wird dafür sorgen, daß man in drei Jahren nicht mehr wissen wird, wer das war. Bei Schriftstellern ist das anders. Thomas Mann ist nach wie vor bekannt. Und Marlene Streeruwitz, obwohl nie so bekannt wie Mann oder einst Wulff, wird immer einen guten Klang haben, auch ohne Talent. Nun greife ich aber gerade zu Karl-Markus Gauß, und siehe da: Das ist gut, das kann man hören, die Sprache lebt, ist musikalisch. Man muß sich nicht anstrengen beim Lesen, alles dringt von selbst in den Kopf. Der Anti-Streeruwitz ist das, ein echter Kandidat für den Koeppen-Preis. Außerdem hat ihn mir Ernst A. Grandits empfohlen, der große alte Mann des österreichischen Kulturfernsehens. Seine Übertragungen des Klagenfurt-Wettbewerbs waren legendär. Ihm einen Gefallen zu tun, würde meinen Stand im Betrieb noch weiter festigen. Weitere Preise würden auf mich zukommen, zum Beispiel der »Literaturpreis der Österreichischen Industrie - Anton Wildgans« in Höhe von 10 000 Euro, um nur einen zu nennen. Mein lieber Kollege Doron Rabinovici hatte ihn gerade eingheimst, auf Zureden guter Freunde. Ich war bei der feierlichen Übergabe dabei, im Wiener Rathaus. Der Bürgermeister sprach, der Präsident der Handelskammer, die Vorsitzende des Literaturvereins und noch fünf andere, bis hin zum Preisträger selbst. Der hat dann über das Schicksal seiner

Familie gesprochen, was er sehr gut tat. Ich überlegte, ob ich das ebenfalls tun sollte beim nächsten Preis. Ich konnte das Schicksal meiner jüdischen Großmutter erzählen, nein, eben nicht: Ich hatte die Fähigkeit dazu noch nicht erworben. Das Leben dieser Frau hatte ich niemals recherchiert, es wäre eine echte Aufgabe, die noch vor mir stand. Meiner Frau Elisabeth würde es über die Maßen gefallen, wenn ich mich daranmachte. Sie lebte mit einem Bein in der Vergangenheit, war selbst Halbjüdin. Ihr gefiel alles, was vor 1933 stattgefunden hatte. Gestern waren wir zum Beispiel bei einem Karl-Valentin-Abend im Kosmos-Theater. Karl Valentin muß ein Komiker der Vor-Fernseh-Ära gewesen sein, wahrscheinlich ein Bayer. In der Zeit, seiner aktiven, gehörte Bayern noch zu Österreich, glaube ich. Sonst wäre es gar nicht erklärlich, daß ein großes Wiener Theater einen ganzen Abend für ihn freiräumte. Die Frau von Helmut Qualtinger spielte die Liesl Karstadt, die wiederum die Frau von diesem Valentin war. Ich glaube, ich hatte die beiden Namen schon in der Schule gehört, Valentin, Karstadt, weil ich einmal in Bayern zur Schule gegangen war, in einer Zeit, als Bayern schon zu Deutschland gehörte, offiziell, gefühlt natürlich nicht. Und ja, stimmt, der Qualtinger war schon seit einem halben Jahrhundert tot, aber seine Frau spielte besser denn je. Sie sang Moritaten ohne Ende, fuhr Kunstfahrrad auf der Bühne, trug traurige Geschichten vor, werkgetreu und unverändert wie bei der Premiere 1928. Das war Wien! Das konnte keine andere Stadt. Wo sonst traten noch Leute im Matrosenanzug mit Luftballon auf, ganz ernsthaft, ohne die Spur einer wie immer gearteten Brechung? Ich war begeistert. Auch meine Frau Elisabeth, genannt natürlich Sissi, was ich nicht weiter strapazieren werde, hatte dieses innere Leuchten, denn es war ganz und gar ihre Welt. Neben uns saßen der ehemalige österreichische Finanzminister und seine aktuelle Frau, unsere einzigen Freunde. Sagen wir: das einzige befreundete *Paar*. Elisabeth hatte noch ein halbes Dutzend

Freundinnen, die allesamt Altfeministinnen und radikal alleinstehend waren. Manche haßten mich, und deshalb trafen wir uns lieber mit dem einzigen Paar, das wir besaßen. Der Minister stand schon im achten Lebensjahrzehnt, hatte Karl Valentin noch persönlich gekannt, schmunzelte voller Behagen. Seine Frau war blond, jung, gähnte demonstrativ. Der Schlußapplaus ließ dennoch das ganze Haus erbeben. Wir gingen nach dem fünften Vorhang vorzeitig nach Hause, da meine Frau ja eigentlich ins Bett gehörte.

Ja, mir gefällt Wien. Die Zeit ist nicht nur stehengeblieben, das wäre ja furchtbar, sondern weit zurückgesprungen. Der schon mehrfach erwähnte Altfeminismus ist auch nicht der, den wir in Deutschland in den siebziger Jahren hatten, sondern der von 1900, als es immer um »die Frauenfrage« ging. Also um die »Frauenfrage« oder um die »deutsche Sache«. Letzteres setzte sich dann leider durch in Deutschland, während in Skandinavien die Frauensache siegte. Egal. Ich plappere so vor mich hin, darf ich ja. Deutsche Sache, hi-hi. Wie Kracht. In Gesellschaft muß ich sowieso eher den Mund halten. Zum Beispiel haben wir gestern mit dem anderen Paar gar nicht geredet. Der Minister blieb recht stumm, und seine blonde Frau war bekifft. Ja, tatsächlich. Elisabeth hat es mir später erzählt. Das war aber nichts, was mir den schönen werkgetreuen Abend hätte vermiesen können. Und nun sitze ich wieder am Schreibtisch, und längst hat unbemerkt ein neuer Tag begonnen. Ja, ja, der Leser merkt es nicht, wenn man unterbricht und am nächsten Tag weiterschreibt. Peter Handke hat deshalb in seinem Buch ›Das Gewicht der Welt‹ alle Schreibakte mit Datum und Uhrzeit versehen. Dieses Buch gilt vielen als Handkes bestes. Einzigartig, ein Geniestreich, jubelte nicht nur ›Die Zeit‹. Ich fand es auch ziemlich gut. Deswegen würde ich es so gern nachmachen. Ich gebe mir das ganz offen zu. Pah!, aber es geht nicht. Der Meister hat da so unendlich feine kleine Beobachtungen

aufgeschrieben, dafür fehlen mir einfach die Nerven. Die Kunst ist ja, daß es trotzdem so ganz *schlicht* daherkommt, wie: »Vor mir liegt mein alter Bleistift, ungespitzt.« Ich werde es einmal vorführen, um zu zeigen, daß ich es nicht hinkriege. Hm, so etwa: Ich blicke auf die kleine alte Messinglampe, die mir Lydia Mischkulnig geschenkt hat. Ich verwende gern Namen in meinen Texten. Namen sind für mich auch nur Worte, aber schönere. Mein Schreibtisch ist aus heller, erstaunlich heller Eiche, nein, es kann Eiche nicht sein, so hell ist Eiche nie. Aber ich kenne mich mit Bäumen nicht aus. Der Schreibtisch wurde 1958 hergestellt. In Farbfilmen aus dieser Zeit sieht man manchmal einen Reeder in Hamburg an so einem hellen, gerundeten Schreibtisch sitzen. Draußen ist nicht mehr der erste Frühlingstag wie gestern, sondern es regnet. Meine geliebte Frau liegt in einem anderen Zimmer auf dem Sofa und liest weitere Bücher von Autoren, die für den Koeppen-Preis in Frage kommen. Sie hat vorhin mit einer ihrer besten Freundinnen telefoniert, der ärgsten Altfeministin von allen, mit jener nämlich, die mich haßt und bereits eine Unterschriftenliste gegen mich eröffnet hat. Da geht es um einen Beschluß, der im Freundeskreis etwas vereinfachend »Unvereinbarkeitsbeschluß« genannt wird. Ich will dieses Vorhaben nicht weiter beachten. Jedenfalls hat diese Freundin gerade erzählt, sie schreibe nun ein tolles Buch über die Frühzeit der feministischen Bewegung in den achtziger Jahren. Ich weiß nicht, ob sie damit die Zeit ab 1980 oder 1880 meinte. Ach, ich wollte ja im Peter-Handke-Stil schreiben, verdammt. Nun, die kleinen Tropfen halten sich nicht lange an der Fensterscheibe, sondern verdunsten unmerklich und traurig, kaum daß man es mitkriegt. Still liegt die Welt da, denn es ist der zweite Bezirk und Sonntag. Mürbe und zerschnitten warten alte Kekse, die in eine bleichrosa Schale gebettet sind, die wiederum auf einer rotlackierten, abschließbaren Geldkassette steht, auf den Zugriff. Ich könnte sie mit meinem iPhone fotografieren.

Dabei fällt mir ein, daß Handke, in der nächsten großen Liebesbeziehung, ein ganz anderes Buch geschrieben hat. Nämlich ›Mein Jahr in der Niemandsbucht‹, tausend Seiten, Suhrkamp, 49 Euro, unlesbar. Wenn man sich den Schmarrn anschaut, merkt man erst, wie gut seine harmlosen Tagebuchnotizen aus ›Gewicht der Welt‹ waren. In der ›Niemandsbucht‹ gibt er sich endgültig überhaupt keine Mühe mehr. Er drischt jeden Tag zwei Stunden lang irgendwelche sinnlosen Sätze herunter, damit die liebe neue Frau ihn für einen Schriftsteller hält. Ehrlich gesagt: So weit darf es bei mir nicht kommen. Da denke ich lieber laut über ganz normale Tagesaufgaben nach. Zum Beispiel muß ich in allernächster Zeit einen Vortrag zum Thema »Der Schriftsteller in Geldnöten« halten. Ich hatte jahrzehntelang so dermaßen wenig Geld, daß man mich nun für einen Experten auf dem Gebiet hält. Aber was soll ich – einen ganzen Abend lang – dazu sagen? Wer erinnert sich schon noch an Armut *ganz konkret*? Selbst die Leute aus der Stalingrad-Generation haben immer nur zwei, drei Bilder parat: wie sie ihre Schuhsohlen kochten oder wie sie Kohlenzüge überfielen. Was habe ich da zu bieten? Da müßte ich meine ganze Biographie nachbeten: In Hamburg bei der Geburt sehr reich, dann das verunglückte Wirtschaftswunder in der Provinz, dann wieder jede Menge Geld als Student, dann noch mehr Geld als Journalist, dann der seltsame Nervenzusammenbruch mit folgender jahrzehntelanger Schreib- und Arbeitsunfähigkeit und damit einhergehender lebensbedrohender Armut, schließlich der Durchbruch als Schriftsteller, hm. Wollen die Leute das wirklich hören? Daß ihnen ein doch ziemlich unbekannter und somit unwichtiger Mensch sein Leben erzählt? Und wie sollen sie den Nervenzusammenbruch begreifen? Sie könnten keinerlei Gewinn für ihr eigenes Leben aus meiner Schilderung ziehen. Oder wie sollte ich die letzten Jahre plausibel machen: Da war ich berühmt, konnte gut schreiben, veröffentlichte sieben Bücher in acht Jahren und

lebte dennoch von 88 Euro im Monat, die mir die linksradikale Tageszeitung ›taz‹ überwies. Wie war das möglich, und warum ging das nur mir so? Nun, weil ich den eigentlichen Beruf des Schriftstellers nicht ausübte, nämlich durch die Provinz tingeln und für 400 Euro pro Abend alten Leuten etwas vorlesen. Das tat ich nicht. Jeder wird mich fragen: Warum nicht. Ich werde sagen: Weil ich soziophob bin. Alle werden sagen: Was ist das. Warum bist du dann hier. Ich werde antworten: Ich wollte gar nicht kommen, ich habe aus Versehen zugesagt. Und dann?

Die Wahrheit ist, daß die große Liebe, meine schöne Frau Elisabeth, mich überredet hat. Es gehört zum neuen Spiel, zur neuen *echten* Schriftstellerexistenz, die ich nun begonnen habe. Glückliche sein, schlecht schreiben, Preise bekommen, alten Leuten vorlesen. Genau das darf ich dem Publikum aber nicht sagen. Was sage ich statt dessen? Soll ich auf die Kollegen schimpfen, die sich bereits ihr ganzes Leben lang durchschmarotzt haben? Um Gottes willen. Soll ich in den offiziellen Tenor einfallen, einbis zweitausend Literaturpreise seien zuwenig? Nun, ich werde eben Sissi fragen. Außenstehende wissen immer Rat.

Das andere Problem war natürlich, jeder ahnt es, ich erzählte ja auch schon davon: der Wolfgang-Koeppen-Preis – besser gesagt: die Stadt Greifswald, die die Preisverleihung ausrichtete und aus Steuermitteln finanzierte. Täglich rief der zuständige Referent an, und ich nahm nicht ab. Der Mann wollte sicher wissen, wie weit ich war mit meiner Findung, wollte fachsimpeln und mitreden. So ein Kultusbeamter war total belesen, liebte die Bücher, wollte den Autoren nahekommen. Mir brach der Angst-schweiß aus. Ich kannte tatsächlich richtige Autoren, ja, ich kannte sie gut! Aber es waren nur eine Handvoll, und ich wollte nicht über sie herumtratschen. Die vielen anderen wiederum kannte ich viel weniger als der Kultusbeamte. Ich hatte mich ja nie an dem großen Insider-Geplapper beteiligt, das wohl jede Berufsgruppe untereinander pflegt. So blühte mir ein

peinlich einseitiges Gespräch. Der Mann würde lange aus dem Nähkästchen plaudern und schließlich, da ich nicht mit gleicher Münze zurückzahlte, verärgert auflegen. Er würde mich für nicht ganz kosher halten, für eine Art Betrüger, und das war ich ja auch. Ich konnte nicht einmal geschickt über die Autoren referieren, die ich gerade las, also Paul Nizon, Marlene Streeruwitz, Alina Bronsky, Tilman Rammstedt, Christian Kracht, Erwin Koch, Karl-Markus Gauß und so weiter ... mir schwirrte schon der Kopf. Bei letzterem fiel mir zum Beispiel gleich die Stelle über Obama ein. Der Autor, der wie ich auch Zeitgenössisches in seine literarischen Texte einfließen ließ, empörte sich über die angebliche Scheinheiligkeit seiner Landsleute, die den schwarzen US-Präsidenten wie einen Erlöser feierten, aber gleichzeitig einen wie ihn aus jeder Wienerwald-Gaststätte jagen würden. Stichwort Rassismus. Der gute Schreiberling hatte wohl die Augen nicht mehr aufgemacht seit seiner politischen Prägung in den siebziger Jahren. Einen wie Barack Obama rausschmeißen, aus einem Lokal, einem Club, in Europa? Realitätsferner ging es ja wohl nicht mehr. Aber wenn ich das dem Beamten in Greifswald sagte, würde er befremdet sein. Was ich bloß meinte, würde er sich fragen. Leugnete ich die Rassendiskriminierung? Und den Holocaust gleich mit? Wer war ich? Warum sprach ich so seltsam?

In den folgenden Wochen fand ich mich aber noch ein in meine neue Rolle. Anecken war ja so was von over, ehrlich gesagt. Ich begann, souverän zu werden. Die vielen Bücher ließen mich weise werden, außerdem entdeckte ich eine gewisse Ähnlichkeit in Aussehen und Kleidung mit Ernst A. Grandits. Jeden Tag gefiel mir ein anderer Autor besser. Besonders gern hatte ich das neue Buch von Tex Rubinowitz, ›Rumgurken‹. Ich erhielt die Fahnen sowie die Bitte um einen Werbesatz für die zu schaltenden Anzeigen. Aber die meiste Zeit las ich natürlich gar nicht, sondern genoß einfach das Leben.

Einmal fuhr ich mit meiner Frau Elisabeth nach München. Wir stellten Szenen aus dem ›Sissi‹-Film von 1955 nach. Ihre Eltern kamen ja aus Bayern und lebten noch. Und einmal besuchten wir das Café Hummel in der Josefstädter Straße. Es war gerade renoviert worden. Das wollten wir uns ansehen. Bis Anfang 2012 war es das grindigste Café Wiens oder der ganzen Welt gewesen. Die Leute, selbst nicht schön, saßen auf abgewetzten, muffigen Sitzbänken, unterhielten sich aber prächtig. Die angegilbten Wände rochen noch nach Zwischenkriegszeit, und an der Stirnseite des Lokals prangte eine hochvergrößerte, wandgroße Riesenfotografie aus dem Jahre 1887, die das Café Hummel, sich kreuzende Pferde-Straßenbahnen und geschäftig herumeilende Leute auf der Josefstädter Straße zeigte. Hier war was los vor hundertfünfundzwanzig Jahren, doch nun eben nicht mehr. Postmoderne schwarze Glasflächen und das übliche Fußgängerzonen- und Flughafen-Design machten aus dem Café Hummel ein Event-Bistro, das besser nach Erfurt oder Husum gepaßt hätte. Sissi und ich konstatierten den immensen Kulturverlust und betraten das einst helle, urbane, preiswerte Künstlerlokal nie wieder. Es schockierte mich, daß also sogar in Wien, wo doch die Zeit stehengeblieben war, der Turbokapitalismus derart zuschlagen konnte, wenn auch mit zwanzigjähriger Verspätung. Ich tröstete mich damit, in meiner Frau eine Seelenverwandte zu haben. Auch sie liebte die Vergangenheit.

In der Stadtbücherei liehen wir uns nun täglich alte österreichische Filme aus. Ja, in Wien gab es noch Stadtbüchereien, und sie waren gut besucht. Vor allem saßen jede Menge lesesüchtige Kinder auf dem Fußboden und schmökerten Karl May und ›Hanni und Nannik‹. Die ›Fluch der Karibik‹-DVD mit Johnny Depp und Keira Knightley steckte dagegen unausgeliehen im Regal, ein Ladenhüter. Wir sahen alle Johannes-Heesters-Filme, dazu Hans Moser und Paul Hörbiger. Eine schöne Zeit. Bei ›Junge Leute

brauchen Liebe« mit Cornelia Froboess und Peter Weck kamen wir uns auch menschlich näher. Höhepunkt war »Einmal der liebe Herrgott sein« aus den vierziger Jahren, Mosers beste Rolle überhaupt. Das war ergreifend schön. Danach stand fest, daß wir heiraten würden.

Heiraten ist eine schöne Zwischenbeschäftigung, wenn man ohnehin keine Arbeit hat. Übrigens verdiente ich durchaus mein Geld, und zwar ganz redlich. Zwei Zeitungen hatten mich als Kolumnisten angestellt. So etwas schreibt sich ja von selbst, da hat man nicht viel zu tun, und doch gilt es als normale, ja ehrliche Art des Gelderwerbs. In nur vier Wochen hatte ich da ein Vermögen zusammen. Trotzdem fiel mir auch das immer schwerer. Ich fragte meistens meine Frau, was ich diesmal schreiben sollte, sie antwortete, und ich tat wie geheißen. Als ich einmal erkältet war, schrieb sie für mich die Kolumne. Mir war klar, daß sie sie irgendwann *immer* schreiben würde.

Von meinen Freunden bekam ich immer weniger mit. Wie alle glücklichen Ehemänner verlor ich die alten Kumpels und erst recht die gutaussiehenden Freundinnen aus den Augen. Letztere hielten sich sogar länger, was mich zunächst verwunderte. Frauen sind meist ganz dankbar, wenn die Verhältnisse geklärt sind und man sich ganz auf das Sachliche und beruflich Förderliche konzentrieren kann. Die ja immer mitschwingenden leicht erotischen Untertöne sind endlich weg und werden weiß Gott nicht vermißt. Doch irgendwann merkten auch die »guten Freundinnen«, daß glückliche Menschen weniger Einfälle entwickeln als unglückliche. Ich geriet in den Langweiligkeitsverdacht.

Bei meinem besten Freund Thomas kam mir zugute, daß dieser selbst gerade eine Bindung einging. Er hatte sich zum ersten Mal richtig verliebt, und zwar in eine Gehirnchirugin. Das klang wie ein Witz, und er erzählte es auch gern herum. Alle mußten lachen, er selbst am meisten. Die Frau sah eigentlich eher wie ein leichtes Mädchen aus. Um so größer war die Freude, daß die noch sehr junge Frau als

vollausgebildete Ärztin im Klinikum arbeitete. Sie mußte ungeheuer intelligent sein. Und sie absorbierte alle Kräfte meines Freundes. Wir hatten anscheinend dasselbe Schicksal und beschlossen eine Doppelhochzeit zu viert. Freilich glaubte ich nicht, daß die viel zu attraktive und sexuell offensiv auftretende Gehirnchirurgin meinen bereits vierundvierzigjährigen Freund so liebte wie meine Frau mich. Meine Elisabeth machte mich glücklich, aber die andere hatte vielleicht noch andere Pläne. So zweifelte ich doch an der These der Schicksalsähnlichkeit, fand die Doppelhochzeit aber dennoch toll.

Eines Tages saß ich wieder in meinem überdimensional großen, rotbespannten Ohrensessel und freute mich über den gerade ausgebrochenen Wiener Frühling sowie meine endlich erkämpfte Unempfänglichkeit gegenüber weiblichen Reizen, den Reizen von Frauen aller Art, außer der meinen. Doch warum soll ich es so umständlich ausdrücken? Dieser herrliche erste Frühlingstag, das erinnere ich noch genau, so, als wäre er erst gestern gewesen, war heute, ja *ist* heute. Den literarisierenden Imperfekt kann ich mir getrost schenken. Ich sitze *jetzt* in dem Ohrensessel, drehe den Kopf nach rechts zu dem tiefblauen Himmel, spüre die ganz ungewöhnliche Helligkeit und Wärme. Es ist noch Vormittag. Im Nebenraum sitzt meine liebe Frau an einem Bauhaus-Schreibtisch aus dem Jahre 1932 und glaubt, ich schriebe an einem Roman. Sie selbst schreibt auch irgendwas, das heißt, sie tut es wirklich. Ein Artikel für das ausländische Nachrichtenmagazin ›Der Spiegel‹. Es geht, soweit ich weiß, um eine in Österreich vollkommen neue Partei, die sich »Die Piraten« nennt. Gestern hat sie an der Gründungsversammlung teilgenommen. Ganz aufgeregt ist sie nach Hause gekommen. In der neuen Partei seien die Geschlechter abgeschafft. In den Personalausweisen, so lautete eine der Forderungen, solle nicht mehr das Geschlecht ablesbar sein. Ich verstand sofort: das uralte, jahrhundertealte, bräsige, herrenwitzartige Mann-Frau-

Geplapper erhielt nun den Todesstoß. Schlagartig werden die Menschen erkennen, daß das ewige Rekurrieren auf den angeblich so wichtigen Geschlechterunterschied so ins Nichts führend war wie die alte Mär vom Rassenunterschied. Auch der Feminismus war nur die andere Seite des Sexismus, seine bessere Hälfte sozusagen. Ja, das begriff ich gestern und sagte es auch sofort, und Sissi stimmte mir zu; zum ersten Mal hatten wir zum Punkt Frauenrechte dieselbe Meinung. Auch fanden wir beide, sie solle Mitglied der »Piratenpartei« werden. Es gab noch keine einzige Fraudort. In Deutschland gab es nur eine, nämlich Marina Weißband, und die war deswegen schon total berühmt. Sie wurde zu jeder Talkshow eingeladen, galt als »das schönste Gesicht der Piratenpartei«, als »Sahra Wagenknecht der Nerd-Bewegung«, als »süße Piratenprinzessin« und »weiblicher Johnny Depp«. Das konnte Elisabeth jetzt in Österreich werden, denn schön war sie ja. Schöner als Marina Weißbrot. Nur mußte sie sich in die kryptische Nerd-Sprache einarbeiten, was sie gerade tat. Browser, Hacker, Server, Breitband, obenliegende Nokkenwelle, passives Abseits, Gigabyte, freies Netz – die ganze Bubenwelt war ihr noch nicht vertraut. Das war harte Arbeit, aber sie tat sie gern, da sie dachte, ich schreibe derweil an der neuen »Blechtrommel«. Ich hatte nämlich so etwas angedeutet, über Günter Grass. Also, ich hatte den Namen erwähnt. Ich sei in einem Zustand wie der junge Günter Grass. In Wirklichkeit hatte ich nur daran gedacht, daß Grass nach seinem einzigen guten Roman ein halbes Jahrhundert lang partout ohne jede Inspiration weitergemacht hatte. Eine ungeheuerliche Frechheit. Aber alle haben mitgespielt bei dieser Kaiser-ohne-Kleider-Show. Seine Frau, seine Kinder, die Kritiker, Lektoren, Medien, Verleger, Käufer. Nur die Leser nicht, denn die in altertümelndem Deutsch verfaßten Fleiß-arbeiten waren unlesbar. Die Rache war dann genauso furchtbar. Als man endlich den Aktenvermerk fand, der seine Zeit als pubertierender Möchtegern-SS-Mann dokumentierte,

wurde er medial gelyncht, wenn ich das einmal so sagen darf. Die ganze Wut der vielen gescheiterten Leseversuche, der für nichts oder wieder nichts vertanen Zeit, entlud sich nun. Egal. Reden wir nicht über einen, der es nicht wert ist. Jedenfalls dachte ich an mein eigenes Leben, an die nächsten vierzig, fünfzig Jahre – meine Generation wurde ja angeblich über hundert Jahre alt – und an die vielen uninspirierten Machwerke, die ich noch verfertigen würde, während Elisabeth glücklich ihre Artikel schrieb oder in der Küche etwas Feines kochte.

Natürlich mußte ich bei meinen Werken auch immer ein politisch akzeptiertes Thema haben, vordergründig. Sonst fiel der Schwindel auf. Bei Grass ging es scheinbar um die Ostpolitik, das Verhältnis zu Polen, zur Vergangenheit, zum Umweltschutz und so weiter. Zum Glück besaß ich aber ja durchaus ein ernstes politisches Anliegen, das ich nun verwenden konnte und mußte, nämlich das tragische Leben und den frühen Tod der bereits erwähnten Mutter meines Vaters. Ich sage absichtlich nicht »meiner Großmutter«, da ich die arme, zarte, blond-gelockte Person nicht kennenlernen konnte. Kurz und gut: Sie, die Mutter meines Vaters, mußte der rote Faden der folgenden 256 Seiten werden.

Wir wußten nicht viel über diese jüdische Großmutter in unserer Familie, und sie selbst hätte Mühe gehabt, die Fakten, die ihr eines Tages zum Verhängnis wurden, in die richtige Ordnung zu bringen. Schon ihre eigene Herkunftsfamilie war so gründlich assimiliert, seit Jahrhunderten hineingewachsen ins Bürgertum der Hamburger Elbvororte, selbstverständlich christlich getauft und dann strenggläubig lutherisch-evangelisch lebend, daß ein Zusammenhang mit irgendwelchen Rassegesetzen völlig absurd erschien. Doch dazu später. Hier im zweiten Bezirk, in dem die Wiener Juden seit dreihundertfünfzig Jahren wohnen, auch heute noch oder wieder, werde ich meiner jetzt noch unbekanntem Omi gewiß näherkommen. Dieser

Prozeß hat sogar schon eingesetzt. Ich habe schon viele orthodoxe und auch moderne Juden hier kennengelernt. Inzwischen sind es die meisten meiner Wiener Freunde. Doron Rabinovici wohnt nur eine Gasse weiter. Er hat schon viele Literaturpreise gewonnen, obwohl er eigentlich kein Talent hat und sich beim Schreiben mehr als quält. Er ist dennoch ein großer Geistes-mensch und feuriger Redner. Ich würde sagen: Wenn es Schriftsteller ohne eigene Bücher geben könnte, wäre er meine erste Wahl! Er ist einfach wunderbar als Schriftsteller, also in der Ausübung der sozialen Seite dieses Berufes, die ja nicht unwichtig ist. Ich werde ihn gleich nachher wieder besuchen.

Aber im Moment sitze, nein, liege ich im Ohrensessel, nach wie vor. Ich denke über die letzten Tage nach, die Elisabeth und ich im Zug und im Hotel verbrachten. Wir sind nämlich nach München und Köln gefahren. Um an billige Fahrkarten der sogenannten »Sparschiene« zu kommen, mußten wir komplizierte mathematische Operationen durchführen. Sie waren so kompliziert, daß kaum ein zweiter sie geschafft hätte. Zahlreiche Tarife, Sondermodelle, Ausnahmeregelungen mußten bedacht werden. Mit mehreren Computern näherten wir uns den vertrackten Lockangeboten. Schließlich hatten wir sechs Tarife und Einzelfahrkarten so kombiniert, daß wir 249,20 Euro online bezahlten statt der knapp 800 Euro, die der Normalpreis gewesen wären. Nur Fliegen wäre noch billiger gewesen.

Das allerdings beträchtlich. Aber dann hätten wir die Landschaft nicht gesehen, die schöne deutsche. Also die sinnlosen Anhäufungen von Lagern mit Vor- und Endprodukten, die die Bahnstrecken säumen. Wahrscheinlich sind es immer rohe, klotzartige Baumaterialien. Oder eine Million Kloschüsseln, zwischengelagert, für Osteuropa. Soll ich das wirklich alles erzählen? Klar, frau hört mit, ich muß tätig sein. Ist ja nun wirklich *völlig* egal, wie ich die Zeilen fülle, Hauptsache, ich mache dabei ein wichtiges Gesicht. Als würde ich nach dem

richtigen Wort suchen, *le mot juste*, dem einzigartigen, unverwechselbaren Ausdruck. So blicke ich jetzt drein. So ganz, ganz ernst, wie die Afroamerikaner im Rap-Video. Ich müßte nur noch etwas Anklagendes in meine Gesichtszüge zaubern können, aber wie macht man das? Am besten, ich fahre einfach fort, notfalls im Telegrammstil. Unsere erste Station war München. Vorher passierten wir Salzburg. Salzburg gehört formal noch zu Österreich, auch wenn es natürlich, von der Bevölkerung her, eine bayerische Stadt ist. In Salzburg stiegen Sicherheitskräfte der Anti-Terror- und Ausländerbekämpfung in den Zug, drangen bis in unser Abteil vor und verhafteten vor meinen Augen einen verdächtigen jungen Ausländer. Es hätte theoretisch auch mich treffen können, doch ich war extra gut gekleidet und hatte zudem einen teuren Mini-Computer vor mir aufgestellt, denselben, auf dem ich auch jetzt schreibe, ein feuerwehrrotes kleines Computerchen, eigentlich für Damen, besser gesagt für solche, die sich früher für Milus Cyrus interessierten. Oder hieß sie Cyrus Milus? Egal. Das Mädchen aus der letzten weltweit erfolgreichen US-Fernsehserie. In Indien mußte ich das sehen, wenn ich etwas Nichtindisches sehen wollte. Ansonsten war der westliche Kulturimperialismus unbemerkt erloschen. Wuascht. Also München. Wir stiegen am Hauptbahnhof in eine neue U-Bahn um, die uns direkt zum Klinikum Großhadern brachte. Dort, in der Nuklearmedizin im dritten unteren Kellergeschoß, lag eine Freundin von uns. Wir hatten vorher extra ›La Notte‹ von Antonioni gesehen, um uns darauf einzustimmen. In dem Film besuchen Marcello Mastroianni und Jeanne Moreau einen schwerkranken Freund im Krankenhaus. Es ist der Verleger von Mastroianni, der nämlich ein Schriftsteller ist. Monica Vitti, seine Freundin, liest Brochs ›Die Schlafwandler‹. Ein wirklich guter Film also. Elisabeth und ich gerieten dann tatsächlich und äußerst verblüffend genau in die Stimmung des Films. Alles wurde so existentialistisch. Nur daß die sterbende Besuchte wieder

gesund wurde und mit uns zusammen das Krankenhaus verließ. Übrigens gegen das Votum der Ärzte. Aber sie hatte einfach Lust, wieder zu leben.

Also wieder nach draußen zu laufen. Dort war es Frühling und überaus sonnig. München zeigte sein altes Gesicht, das meiner Studentenzeit, wo ja alles nur hell, jung und sonnig war. Die ganze Stadt bestand damals nur aus jungen Leuten. Um nicht mißverstanden zu werden: Sogar heute noch ist das Leben der verbliebenen wenigen jungen Münchener ein Riesenspaß, und sie könnten, wenn sie auf Joachim Gauck hörten, glücklich sein. Damals gab es einfach nur *mehr* von ihnen. Deswegen war es vielleicht (noch) schöner. In den Vororten, durch die wir nun fahren, sahen wir fröhliche Gesichter. Die Häuser blinkten sauber in der Sonne, als wäre Edmund Stoiber immer noch Ministerpräsident. Nur in der Innenstadt überwog das neue Elend. Viele der Gestalten schienen gerade aus Berlin gekommen zu sein. Auf Schritt und Tritt begegnete einem die Drogenkriminalität, um es vornehm auszudrücken. Robert de Niro hätte hier noch einmal den Taxi Driver geben können, wenn Sie wissen, was ich meine. Die in meiner Jugend gerade erst gebaute U-Bahn, damals hellblau und weiß und neu, versank nun im Dreck. Man mußte lange lauschen, um einmal ein paar Laute des früher üblichen bayerischen Dialekts zu hören. Die Alten verschanzten sich in teuren BMWs, die Jungen radebrechten in Misch-Idiomen. Gut möglich, daß viele Bürger mit Migrationshintergrund inzwischen das bessere Deutsch sprachen. Doch wie gesagt, nichts für ungut.

Am Abend kam noch mein Neffe Elias vorbei. Das war ein großer deutschsprachiger Autor und Filmemacher. Seit Ende des letzten Jahrhunderts ging er auf die berühmte Münchner Filmhochschule. Dort hatten alle bedeutenden Nachkriegsregisseure Dienst getan, Wenders, Herzog, Fassbinder und so weiter. Deshalb lehnte Elias es ab, die Schule mit einem Zeugnis abzuschließen. Er liebte diese

Schule und verachtete den deutschen Subventionsfilm. Da war mir der junge Mann, der sich mittlerweile im siebzehnten Semester befand, sogar ähnlich. Ihn störte die Dreistigkeit, mit der gänzlich uninspirierte, unkünstlerische Machwerke von allen Beteiligten durchgewunken wurden, von den Geldgebern, dem Filmbetrieb, der Medienszene. Schauspieler, für die kein Kinobesucher jemals eine Kinokarte zu lösen bereit war, galten jahrzehntelang als Stars, etwa Veronica Ferres oder Sky du Mont. Andere, die jeder sehen wollte, bekamen keine Rollen, weil sie außerhalb des Milieus standen, etwa die unverbildete Verona Pooth oder Sylvie van der Vaart. Da blieb Elias lieber in seiner Schule, die ja pro Schuljahr jeweils einen Film von ihm tapfer finanzierte. Niemand sah sie, aber die subventionierten Filme sah ja auch keiner, und so mußte er sich wenigstens nicht verbiegen. Dadurch war er sympathisch geblieben. Übrigens mochte ich seine Filme. Für einen nebenbei verfaßten Roman hatte er einmal einen großen Literaturpreis gewonnen. Nun stand er bei uns im Hotelzimmer, hatte den Hauptdarsteller von ›Das weiße Band‹ mitgebracht und philosophierte.

Ein anregender Abend. Am nächsten Morgen sahen wir Elias erneut. Er hatte die Nacht auf einer Schwabinger Geburtstagsparty durchgemacht und schaute gleich wieder vorbei. Er wirkte weicher, lieber, schüchterner als am Vorabend – wie ein Kind. Die sonst dunklen, sprechenden Augen waren zu roten Knopfaugen geworden, und das sonst so ernste Jesus-Christus-Antlitz mit den langen Haaren und dem Taliban-Bart paßte nun mehr zu Santa Claus, dem amerikanischen Weihnachtsmann. Elias lächelte diffus, die Drogen und der reichlich eingeflößte Alkohol hatten seine Seele infantil und seinen Körper alt gemacht. Er hätte mein Sohn und zugleich mein Vater sein können. Behutsam führte ihn Sissi zum Bett, wo er leise schnarchend und sogar milde lächelnd einschlief. Ein Bild des Friedens, das wir aus München mitnahmen.

In der Bahnhofsbuchhandlung kaufte ich mir noch mal ›Stille Tage in L. A.‹, das beeindruckende Erzählwerk des Jungen, das meine Frau noch nicht kannte. So konnte sie ihn, während wir mit der Eisenbahn fuhren und er selig seinen gewiß reichhaltigen Träumen nachhing, besser kennenlernen. Er gehörte ja - formal mein Neffe - zur Familie, wie nun bald auch sie selbst.

Die nächste Station hieß Köln am Rhein. Diese Stadt war in der Geschichte einmal berühmt gewesen, gleich Nürnberg, Mainz oder Lübeck. Während Lübeck die Hanse anführte, gefühlt so gegen 1650, Mainz 1793 die Republik ausrief, Nürnberg im Mittelalter auftrumpfte, war Köln zur Römerzeit groß. Das spürte man noch ein bißchen. Wir waren in einem kreisrunden, länglichen, somit turmartigen Hotel untergebracht, das einem Römerturm aus dem Jahre 50 n. Chr. nachempfunden war. Dieser stand, wie viele andere römische Bauwerke, unauffällig mitten in der Stadt. Bisher gab es einfach noch keinen Grund, ihn abzureißen. Die Kölner waren auch ein wenig faul, und so blieben sie gern beim bestehenden Zustand.

Ich begab mich auf ein Rheinschiff und nahm dort an einer Veranstaltung teil. Das heißt, ich mußte mitten auf dem schwankenden Schiff einen Vortrag über Literatur und Geld halten. Seit meinem Bestseller ›Der Geldkomplex‹, der wie berichtet mit dem vielbeachteten Wolfgang-Koeppen-Preis ausgestattet worden war, galt ich als Geldexperte in der Literatur. Ich erzählte also alles über Derivate, wertlose Papiere, Aktiengeschäfte und so weiter. Viele wurden seekrank. Mein Lektor Marco van Huelsen hielt sich benommen an der Reling fest. Ich selbst wurde nicht seekrank, wahrscheinlich deshalb, weil ich mich konzentrieren mußte. Die Materie der finanziellen Zusammenhänge war ja kompliziert.

»Meine Herren«, sagte ich schließlich, »dies alles werden viele von Ihnen nicht vollständig verstanden haben. Das liegt daran, daß nur der, der schon als Pubertierender mit

der Politökonomie Karl Marxens konfrontiert wurde, auch als Erwachsener und fortan sein ganzes Leben lang diese Verwicklungen und Greifbewegungen des Kapitals verantwortungsvoll verfolgen und verstehen wird. Ich danke Ihnen.«

Ich hatte vorzeitig geendigt, da viele Passagiere sich bereits erbrochen hatten und ich fürchtete, die ganze Veranstaltung würde sich auflösen. Da Presse anwesend war, wollte ich das unbedingt vermeiden. Am nächsten Tag erschien auch ein sehr wohlmeinender Langtext darüber in der ›Kölnischen Rundschau‹, der angesehensten radikalkonservativen Zeitung der Stadt und des Landkreises Köln. Es gab auch noch andere Pressevertreter, die aber vor allem Fragen zu meiner neuesten Veröffentlichung stellten, einem Bändchen in der Reihe »KiWi Werkdokument« mit dem Titel ›Mythos Arbeitsbeziehung‹, in dem laut Verlagsankündigung »das etwas andere Autor-Lektor-Verhältnis« zwischen mir und Marco van Huelsen thematisiert wurde. Van Huelsen war ein großer Mann in Köln, als Lektor bundesweit eine Kultfigur, und so lag es nahe, daß die Lokalreporter nach ihm fragten. Ich gab bereitwillig Auskunft. Es tat mir leid, daß ihm der stürmische Wellengang so zu schaffen machte und er nicht selbst Rede und Antwort stehen konnte. Mit einem Scherz löste ich die Spannung:

»Also, nicht wahr, wie manche vielleicht anhand des Klappentextes erfahren haben, bin ich, wie soll ich sagen, gebürtiger Fischkopp, ha-ha, also gebürtiger Hamburger! Ich bin see- und sturmerfahren und antworte gern für zwei ... auch für Herrn van Huelsen ... selbst an einem Tag wie heute!«

Das war natürlich fein gemacht. Anerkennende Blicke. Ich hatte gezeigt, wie ein weltläufiger Autor jede Peinlichkeit meistert. In der Folge redete ich viel über die letzten fünf Romane, die van Huelsen mit mir gemacht hatte, vor allem aber über den nächsten, mit dem Arbeitstitel ›Happy End‹.